

Zeitschrift: Der Schweizer Geograph: Zeitschrift des Vereins Schweizerischer Geographieleher, sowie der Geographischen Gesellschaften von Basel, Bern, St. Gallen und Zürich = Le géographe suisse

Herausgeber: Verein Schweizerischer Geographieleher

Band: 17 (1940)

Heft: 4-5

Vereinsnachrichten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tische Teil Finnlands wird erreicht von Rovaniemi aus, der nördlichsten Endstation der Eisenbahn. Von hier führt die 530 Kilometer lange beschotterte Eismeerstrasse bis nach Petsamo, wo der Ort Salmijärvi seiner Nickelerze wegen bekannt geworden ist. Der Inarisee, an dem das gleichnamige, etwa 200 bis 300 Seelen zählende Kirchdorf liegt, gibt der flachwelligen Landschaft ein besonderes Gepräge. Von hier führten Farbenphotographien und zwei kurze Filmstücke bis an den norwegischen Grenzfluss Tana Jokki.

Entgegen unseren Vorstellungen von der Ausdehnung der baumlosen Tundra zeigten die Bilder Birkenwälder bis 20 Kilometer von der Eismeerküste entfernt, um den Inarisee finden sich ausgedehnte Wälder von Fichte, Föhre und Birke. Der Boden besteht aus Moränenschutt. Er bleibt aber in Nordfinnland im Sommer nicht gefroren, wie weiter im Osten auf russischem Gebiet. Flechten-Tundra bedeckt nur fleckenweise die Niederungen; arktische Flora aber, wie das Wollgras am Rande der Moore, ist bis Finnisch-Lappland zu treffen.

Seit 1850 wurden die Lappen angesiedelt. Der Blockbau ist an Stelle der « Gammen », der runden und der « Kotas », der zeltförmigen Erdhütten, getreten. Die Lappen leben von Roggenbrot, Renttierfleisch, getrocknetem und roh gegessenem Lachs, von Beeren und gesalzenem Kaffee. Die Renttierherden werden nicht, wie weiter im Nordwesten, von nomadisierenden Lappen gehütet, sondern frei laufen gelassen und das Auseinanderlesen dieser Tiere im Herbst verursacht grosse Arbeit. Die Siedelungen sind Sippensiedlungen; an Stelle der lappischen Sprache tritt auf dem Schulwege immer mehr die ihr verwandte finnische. Sehr gelungene Filmaufnahmen vom häuslichen und wirtschaftlichen Leben der Lappen vervollständigten den überaus interessanten Vortrag.

W. St.

Geographisch-Ethnographische Gesellschaft Zürich

Wien, ein geographisches Stadtebild.

Professor Dr. Hugo Hassinger, der Ordinarius für Geographie an der Universität Wien — früher in Basel — hielt am 22. November 1939 in der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich einen aufschlussreichen Vortrag über Wiens politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg und dessen Auswirkung in städtebaulicher Beziehung.

Die Grosslage Wiens ist gekennzeichnet durch den Zusammentritt dreier Verkehrslandschaften: des Böhmisches Beckens, des nördlichen Alpenvorlandes und der Mährischen Senke. An dieser Erdstelle tritt die Donau durch den auseinandergerissenen Faltenbogen der Alpenkarpaten erst in das Wienerbecken und schliesslich durch die pannonische Pforte in Ungarn ein. Der tektonischen Grenze entsprechen klimatische und kulturelle Unterschiede: Dem kühlen und feuchten Mitteleuropa mit seinen atlantischen Winden steht gegenüber das trockene, sommerheisse Südosteuropa. Die Wälder Mitteleuropas lockern sich auf und geben die Ebene einer natürlichen Prärie frei, die allerdings heute mit Getreidefluren bedeckt ist. Das Wienerbecken und das Marchfeld werden so zu äussersten Vorposten eines Graslandgürtels, der über Ungarn, Rumänien, Russland bis weit

nach Asien reicht und auf welchem in der Völkerwanderung die Hunnen, Avaren, Madjaren und Mongolen bis in das Alpenvorland vordrangen.

Das Wienerbecken zeigt in der Folgezeit zwei Entwicklungsräume menschlicher Geschichte: den Raum der Ackerbauern des Südostens und denjenigen der zur städtischen Kultur übergegangenen Völker Mitteleuropas, vor allem der Deutschen. Dem Wienerbecken kommt insofern eine Schlüsselstellung zu, als die sesshaften Völker darauf bedacht waren, das Steppentor, das zwischen zwei Kulturen vermittelt zu verteidigen.

An so bedeutsamer Erdstelle hat sich Wien entwickelt. Es ist hervorgegangen aus der ostdeutschen Kolonisation und ist gross geworden dank dem Umstand, dass auch die Nachbarräume zu hoher Kultur aufstiegen und höhere Organisation erlangten.

Ehemals verzweigte sich die Donau in wild durcheinandergehenden Armen. Die vom Wienerwald herabfliessenden Bäche zersägten in ihrem Oberlauf die Brandungsterrassen des Tertiärmeeres, im untern Teil die lössbedeckten Schotterbänke des Donaustromes, welche an der Ostflanke des Wienerwaldes als weithin sichtbare Bänder gekennzeichnet sind. Auf einer solchen Lössterrasse hat sich die Wiener Altstadt entwickelt. Wo einer der Wienerwaldbäche, die Schotterterrasse fünfzehn Meter tief anschneidend, den Donauraum erreicht, erstellten die Römer über steilem Terrassenrand in Schutzlage ein wehrhaftes Kastell, Vindobona genannt. Der Umriss des Kastrums lässt sich an Hand der Strassenzüge der Wiener Altstadt unschwer ermitteln. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Babenbergerstadt von Mauern und Türmen umgürtet. Im Jahr 1278 wurden die Babenberger von den Habsburgern abgelöst. Allein der Stefansdom, das eindrucksvolle Mittelpunktswahrzeichen Wiens, wurde erst im 14. Jahrhundert erstellt. Er bedeutet einen Höhepunkt im donauländischen Kunstschaffen: Hochturm und Steildach dieses gotischen Bauwerkes überragen das Stadtbild gewaltig. Nachdem die Herzöge von Oesterreich die römisch-deutsche Kaiserkrone erworben hatten, wurde Wien Kaiserstadt. Dennoch blieb es äusserlich eine Bürgerstadt mit gotischen, spitzgiebeligen Hausdächern.

Zur Zeit der Gegenreformation wurden die Bastionen niedergelegt; auch mussten viele Bürgerhäuser neuerstellten Klöstern weichen.

Nachdem 1683 die Türken zurückgeworfen waren, entwickelte sich Wien zum Kristallisationspunkt der Länder österreichischer Krone. Die Feldherren des römisch-deutschen Reiches und der landständische Adel Oesterreichs scharten sich um den Hof und bauten ihre Paläste. Die Adligen errichteten zwischen Weingärten und Hügeln in den Vorstädten draussen ihre von grossen Parkanlagen umgebenen Sommersitze.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts erlebte die bürgerliche Zeit eine neue Blüte: Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert inaugurierten eine glänzende Epoche musikalischen Kunstschaffens. Sie spielt sich ab in den Sommersitzen am Rande Wiens in den trauten Weinhauerdörfern. Das Weinhauerhaus ist von fränkischem Typus und lässt sich weit in die Wiener Vorstädte hinein verfolgen.

Im vergangenen Jahrhundert begann Wien auch nach den ungarischen Grenzbergen hin zu wachsen. Stark behindert durch den Auen-

wald, dehnte es sich verhältnismässig spät über den Donaukanal nach Nordosten aus. Mit seinen alten Ulmen und Silberpappeln stellt der «Prater» einen malerischen Rest des ursprünglichen Auenwaldes dar.

N. Forrer.

Der Lebensraum unserer zwischeneiszeitlichen Ahnen.

E. W. Die Vorgeschichtsforschung kennzeichnet ein stufenweises Verlängern menschheitlicher Entwicklung. In der Schweiz belegen diesen methodischen Vorgang die fundamentalen Entdeckungen der Pfahlbauten 1854 (Aeppli), des Kesslerloches 1873 (Merk und Wepf) und der alpinen Höhlen 1904—27 (Bächler), wodurch die Existenz des Menschen um mehrere Jahrzehntausende zurückverlegt wurde. An diese Daten knüpfte Prof. Dr. E. Egli (Zürich) in seinem von der Zürcher Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag «Lebensbedingungen und Lebenseigenart zwischen-eiszeitlicher Bewohner unseres Landes» vom 24. Januar an, der durch eigenen Anteil des Referenten an der Auswertungsarbeit der jüngsten Forschungen besondere Lebendigkeit erhielt. Um sein Hauptziel, die Charakterisierung von Leben und Milieu des «Wildkirchlimenschen» zu erreichen, ging er vom Fundbestand der Höhlen aus, der auch die Grundlage der Forschungen gebildet hatte. Unter Hervorhebung der unschätzbaren Verdienste E. Bächlers um die Erhellung vorzeitlicher Schweizergeschichte gab er zunächst eine detaillierte Analyse des vermutlichen anthropogenen Inhalts von Wildkirchlihöhlen, Drachen- und Wildenmannsloch. Merkwürdig analog geformte Steinsplitter und Knochenteile waren es, die seinerzeit bei den nach Höhlenbärenresten unternommenen Grabungen die erste Aufmerksamkeit erregt hatten. Zusammen mit zahlreichen Höhlenbärenknochen in charakteristischer Lagerung lieferten besonders sie die Anhaltspunkte für die Erkenntnis, dass es sich hierbei um Depots bewusst tätiger Bewohner handeln müsse. Die Tatsache, dass die betont einseitig zugespitzt erscheinenden Steinsplitter vom Gestein der Höhlen und ihrer nächsten Umgebung völlig verschieden waren und nach den zulässigen Beobachtungen auch nicht durch irgend welche geologischen Vorgänge dorthin hatten verfrachtet werden können, verlieh solchen Vermutungen ein hohes Mass von Sicherheit.

Die Chronologie des Eiszeitalters, wie sie vor allem von Penck und Brückner geschaffen, bot solchen Schlüssen hierbei die erste Unterstützung. Nach der durch Höhlenbären, Höhlenlöwen, Höhlenpanther, Steinbock, Gemse u. a. Säuger ausgewiesenen Leitfauna, wie nach der Diluvialmorphologie der Höhlenumgebung und der Höhenlage (1480—1628—2445 m) der Höhlen ergab sich mit Sicherheit, dass die Funde zwischen-eiszeitlicher Entstehung seien. Die Schichtung der Höhlenbodenlehme ermöglichte sogar eine Lokalisierung der Ablagerungen in die letzte Zwischeneiszeit. Damit waren gleichzeitig Hinweise auf die klimatischen Bedingungen der Wildkirchlikultur geliefert, welche naturgemäss letztlich über die Lebensmöglichkeit des Menschen in alpinen Höhen entschieden. Obgleich die hier auftauchenden Erklärungsschwierigkeiten bis heute noch nicht befriedigend überwunden werden konnten, sind die gebotenen Beweisführungen durchaus geeignet, als Basis künftiger auf Vergleiche mit ferneren Funden zu stützender Abklärung zu dienen. Ihre Resultate lassen sich dahin zusammenfassen, dass dem Bewohner

der zwischeneiszeitlichen Gebirgslandschaften ausgesprochen gemässigt-feuchttemperierte Witterungsverhältnisse zur Verfügung standen, die als günstige Voraussetzungen menschlichen wie tierischen und pflanzlichen Lebens zu gelten haben.

Mit ihrer Skizzierung schuf sich Egli die Ausgangspunkte der Diskussion der paläolithischen Kulturvorgänge. Mangels jeglicher menschlicher Knochenfunde und eigentlicher spezialisierter Gebrauchsgegenstände waren hier naturgemäss sichere Angaben besonders erschwert. Umso aner kennenswerter erschienen die auf Grund der als Jagdwaffen identifizierten Steinsplitter, der vorherrschenden Höhlenbärenskelette und gewisser morphologischer Züge der Höhlenumgebungen gezogenen Schlüsse, welche den Eiszeitmenschen überzeugend zum Höhlenbärenjäger erklärten. Noch fesselnder waren die Folgerungen, die hinsichtlich der Wohnweise aus der Gestaltung des Höhleninnern sich herauskristallisierten. Leitlinien boten hierfür die Exposition, der petrographische Charakter, wie die Mikroklimatologie der Höhlen. Ihnen war zu entnehmen, dass dem Höhlenbewohner eine bereits sehr weit entwickelte Selektionsfähigkeit geeignet haben muss. So legt die betonte Benutzung von Höhlen mit Ostausgängen den Schluss nahe, dass ihm vermutlich die Vorteile guter Besonnung und Wetterschutz bekannt gewesen sind und er sich damit gleichzeitig besser belichtete Hausarbeitsplätze angelegt haben mag, die ihm die dunkeln Innenräume vorenthielten.

Die Gliederung der Höhlen in benutzte und unbenutzte Räume weist ferner darauf hin, dass der damalige Mensch bereits den Unterschied von wasserzügigen und trockenen, ausgewertet haben mag, ja als Magazine für Geräte usw. verwendete. Ob die in bestimmten Räumlichkeiten gelagerten, oft zwischen Steinplatten gleichsam verpackten Höhlenbärenlangknochen und -schädel, die Vergleichen mit ähnlichen Assortimenten bei der heutigen Primitiven rufen, in der Tat als kultische Äusserungen auszulegen sind, wird wohl wie viele andere Probleme der Urzeitkultur nicht endgültig entschieden werden. Auf jeden Fall aber zeigten die Für und Wider abwägenden Ausführungen, dass eine Durchführung der prähistorischen Depots auch dann äusserst lohnenswert gestaltet werden können, wenn spärlichste Tatsachenfunde eher davon abhalten. Der mit starkem Beifall bedachte Vortrag darf daher nicht nur als eindruckliches Bild einer ebenso dunkeln wie interessanten Kulturepoche der Menschheit, sondern zugleich als Anregung zu weiterer intensiver Beschäftigung mit der Wissenschaft vom Spaten gewertet werden.

Wandertage in Sardinien.

E. W. «Wandertage in Sardinien» schilderte am 21. Februar in der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft der Direktor der Radiogenossenschaft Zürich, Dr. Jakob Job. Die Schilderung des sich als Kenner offenbarenden Referenten wurde durch ausgezeichnete Bilder unterstützt, die sardische Landschaft und sardisches Volk in trefflicher Abgewogenheit zum Ganzen vereinigten.

Sardinien, neben Sizilien mit rund 24 000 Quadratkilometern das grösste Mittelmeereiland, gehört seiner Entstehung nach mit dem benachbarten Korsika zu den ältesten Teilen dieses Erdraums. Von rund

fünzig riffartigen Inselflittern umgeben, kehrt sie, im ganzen ein trutziges Gebirgsmassiv, ihre jähsten Flanken dem Mutterlande zu. Hieraus erklärt sich die oftmalige Selbständigkeit ihrer Geschichte, der sie zum guten Teil auch ihre Unberührtheit und volkstümliche Eigenart verdankt. Im Nordosten eine mächtige, von mesozoischen Kalktafeln durchsetzte Granitscholle, die im höchsten Berge der Insel, in den Monti del Genargentu, mit 1834 m gipfelt, senkt sie sich nach Westen über allmählich niedriger werdende, aber immer noch wilde Bergwellen zu wechselnd breiten Küstenebenen, deren bedeutendste der Campidano, die Kornkammer des Landes, darstellt. Zur Frühlingszeit breitet sich über die Insel ein helles, grünes und buntfarbenes Vegetationsmosaik. Im Sommer dagegen liegt sie braun und ausgedörrt da; denn kein erfrischender Regen befeuchtet ihren Grund, und die wenigen Flüsse, die während Schneeschmelze und kurzer Regenzeit als unbändige Torrenti durch die Schluchten brausen, versiegen. Nur die die Ebenen erfüllenden, einst mächtigen und fiebergefährlichen Sümpfe und Weiher bringen dann noch ein beweglicheres Element in die eintönige Landschaft, weil sie durch eine Menge seltener Vögel: Silber- und Purpureiher, Kraniche und Flamingos belebt wird. Die Hügelhänge besäumende silbergraue Olivenwälder, im Norden Haie mächtiger Kork- und Steineichen lassen erkennen, dass auch hier der Bodenkultur zusagende Grundlagen zur Verfügung stehen. Dasselbe verraten die weiten Nussbaum- und Edelkastanienforste des Südostens, deren Pflanzung Viktor Emanuel I. besonders gefördert haben soll, und die sich tief in die Täler hineinziehenden Rebberge und der Kranz von Zitronen-, Orangen- und Mandelgärten, der namentlich die Westküste umrankt. Sie nicht minder wie die schon dem Altertum bekannten Blei- und Zinkerzlager des Westens waren zweifellos der Ansporn dafür, dass Italien der Insel je und je ihr Interesse geschenkt hat. Umso verwunderlicher ist demgegenüber, wenn ihr Volk solange die Ursprünglichkeit zu bewahren vermochte, die Job eindringlich durch eigene Erlebnisse belegte, doppelt seltsam, wenn man bedenkt, dass im Laufe der historischen Zeit mehrmals die Herrscher wechselten. Räumliche Isolierung und natürliche Kammerung des Gebietes müssen demnach stärker gewesen sein als die ethnographischen Einflüsse. Jedenfalls wahrten sich aber in der stolzen Zurückhaltung der schon durch Dante berühmten tugendhaften Frauen, oder in der sprichwörtlichen Gastfreundschaft Geisteszüge, die einen noch unverbrauchten und kraftvollen Menschentypus kennzeichnen. Ihn in seiner einfachen Lebensweise zu belauschen, mag daher zum anziehendsten gehören, was Volkstümer zu bieten haben. Ob es sich dabei um die häusliche Arbeit, die schlichte Tracht der Frauen, um die Phasen des Lebensablaufs oder um die Volksfeste handelt, stets tritt eine urtümliche Eigenständigkeit der Sarden hervor, die sorgsam gehütete Traditionen verrät. Ueber sie spinnt nun freilich die Neuzeit wie anderwärts mehr und mehr Merkmale modern-italienischer Zivilisation. Seit einigen Jahren setzen sich die italienische Regierung und der italienische Touringklub nachdrücklich für die unbekannte Insel ein, um sie der Vergessenheit zu entreissen und um gleichzeitig ihre Bewohner einer wirtschaftlich und verkehrstechnisch bessern Lage zuzuführen. Anerkennenswerterweise ist hierbei die Tendenz massgebend, wertvolle Sonderheiten des Volksgutes weitgehend zu wahren.

So vermochte denn auch der anhand der Bilder ausgeführte Gang durch die Insel durchgehend Verhältnisse festzustellen, die ein patriarchalisches Antlitz dokumentieren. Sie spiegelten sich in den primitiven Waldköhlereien, den Fischereigebräuchen und Architekturdenkmälern vorzeitlicher und historischer Epochen ebenso bezeichnend wie in den melancholisch anmutenden Schafherden der Kalkflächen und den Festlichkeiten der Städter. Nur vereinzelt, wie etwa in talsperrenden Elektrizitätswerken und Stauseen des Gebirges oder in dem emsig pulsierenden Treiben der Hüttenwerke in Westsardinien, traten Kulturelemente hervor, die den fortschrittlich gesinnten Geist des modernen Mutterlandes in Erinnerung bringen.

Landschaft und Volk der Slowakei.

E. W. In der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich sprach im März 1940 der vorzügliche Kenner der Karpathenländer Prof. Dr. E. Wetter-Arbenz (Zürich) ebenso fesselnd wie bildhaft über die Slowakei.

Der rund 38 000 Quadratkilometer Fläche (gut 90 Prozent der Schweiz) rund 2,5 Millionen Einwohner (60 Prozent der Schweizer Bevölkerung) umfassende Staat ist neben dem unsrigen der einzige in Europa, der als ausgesprochenes Gebirgsland gelten kann. Mit der Schweiz teilt er die Grenzlage zwischen verschiedenen Klima- und Kulturräumen, mit ihr damit auch die Bedeutung als Transitland in ihren positiven wie negativen Werten. In der Entwicklung dagegen und in vielen andern Belangen scheiden sich beide so auffällig ähnliche Gebiete grundlegend. Denn gegenüber der als Pafystaat eigenständig sich der Nord- wie der Südseiten der Alpen versichernden Eidgenossenschaft, verhielt sich das slowakische Bergland, seit der Wende des 1. Jahrhunderts zum Königreich Ungarn gehörig, deutlich als Schutzraum, dessen sich die pannonischen Herrscher bedienten, um sowohl gegen Einfälle von Norden gesichert zu sein, wie in ihn sich vor Eroberern des Südens (Türken) zurückzuziehen. Hieraus wird begreiflich, wenn die Kulturbeziehungen dieses Grenzgebiets mit seinen Nachbarn wesentlich lockerer blieben als in der Schweiz, die selbst voneinander abweichende Kulturgebiete in ihren Staat aufnahm. Dass dennoch ein reger Austausch durch die Jahrhunderte fortbestand, bezeugen die verschiedenen Völkerspitter, die eben der starken slowakischen Mehrheit den Staat durchsetzen, wobei die Deutschen mit rund 140 000 Angehörigen den grössten, die etwa 40 000 Juden den geringsten Anteil haben.

Es lag aus Gründen der undurchsichtigen politischen Gestaltung des Landes nahe, vor allem seine landschaftliche und volkstümliche Aspekte widerzugeben, da diese dem Wechsel weniger rasch unterliegen und des Interessanten genügend bergen. Das erwies der Hauptteil des Vortrags, der aus der Schilderung der Einzellandschaften und ihrer Bewohner zum Staatsganzen führte. In die Gebirgskettenflucht der Kleinen und Weissen Karpathen, der Beskiden, der Tatra und des slowakischen Erzgebirges und ihrer Täler gegliedert und mit der Südhälfte ins ober-ungarische Tiefland greifend, kennzeichnet das Land ebenso die räumliche Kammerung wie die Schweiz. Ihr entspricht ein Reichtum gegensätzlicher Landschaftsgesichter, wie er abermals nur dem Talgewirr unserer Alpen vergleichbar ist. Während dabei die schroffen Fels-

formen der nördlichen Gebirgsmassive mit ihren wundersamen meer-
 äugigen Kar- und Moränenseen durch die Wucht ihrer jähren Flanken
 sich dem Gedächtnis einprägen, ziehen die bald dunkel bewaldeten,
 dann wieder weitgehenden hellen äcker- und obsthainbestandenen
 Täler den Besucher mit ihren farben- und formfrohen Menschen an. Be-
 sticht die fruchtschwere Tiefebene des Südens durch den an das russi-
 sche Tiefland erinnernden unendlichen Horizont, so berücken die innern
 Gebirgslandschaften mit der Romantik kühne Felsvorsprünge beherr-
 schender Burgen. In der wild verschlungenen Waagfurche ein Symbol
 trutzigen Kampfwillens und zugleich konservativ verhaltener Volksge-
 sinnung besitzend, öffnet sich im Anblick des Donauhafens Bratislava
 die Perspektive geschäftigen Fortschrittes. So durchdringen sich auf
 kleinstem Raume mannigfaltige Kontraste der Natur und des kulturellen
 Lebens, welche die ernsten Schwierigkeiten aufzeigen, die es zu seiner
 gedeihlichen und harmonischen Entwicklung zu überwinden haben wird.
 Dem slowakischen Volke, dem wie Wetter überzeugend darlegte,
 grösste Bescheidenheit bei zugleich natürlichem Stolze, Arbeitsamkeit
 und ein tiefer Sinn für Heimat und angestammte Sitte in seltenem Masse
 eignet, sollte die Ueberbrückung der innern Schranken wie die Fähig-
 keit selbständiger Angleichung an die Umwelt wohl zuzumuten sein.
 Die Geschichte der Schweiz lehrt, dass kleine, in sich abgeschlossene
 und gegensätzliche Räume in verkehrsreicher Lage sich zu wesentlicher
 Bedeutung im Rahmen der Staatenwelt erheben können, wenn ihre Be-
 wohner bewussten Willens am Zusammenschlusse arbeiten. Sie vermag
 ferner auch zu belegen, dass solche kleine Staatsgebilde gerade aus
 der Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Gegensätze, ja sogar aus of-
 fensichtlicher Armut heraus sich zu blühendem Leben entfalten, wenn
 harte Arbeit und dauernd sich kräftigende Ueberzeugung vom Gelin-
 gen des Zusammenwirkens sich die Hand reichen. Es ist zu hoffen, dass
 auch der slowakischen, sich von jeher durch streng religiöse und tradi-
 tionskräftige Gesinnung sich auszeichnenden Bevölkerung dieses Em-
 porstrebens zur Unabhängigkeit und eigenen Staatsführung gelinge. Vor-
 läufig freilich gilt es für sie, durch kluges Kräftesammeln die Grundla-
 gen zu schaffen, die für die Erhebung zum eigenen Volks- und Staats-
 tum nötig sind. Nicht zum mindesten handelt es sich hierbei darum, die
 Nutzung des heimischen Bodens, Handel und Industrie und vor allem
 die Volksbildung so auszubauen, dass mit Fug und Recht vor dem Fo-
 rum der Mächte die Eigenständigkeit vertreten werden kann.

Buchbesprechungen.

K. Sapper, Die Ernährungswirtschaft der Erde
 1 Clichékarte. Ferdinand Enge Verlag, Stuttgart, 1939. Geheftet Rm. 7.20.
 160 Seiten.

Kapitel I und II, Ernährung aus dem Meer und vom festen Land,
 sind gut aufgebaut und instruktiv. Sie würden sich sehr gut zur Illustrie-
 rung eignen. Der Abschnitt III, das Problem der grösstmöglichen Volks-
 zahl bleibt ein Problem. Immerhin berührt die vorsichtige Schätzung
 des Verfassers überzeugend. IV, der Kampf gegen die Nahrungsmittel-
 verknappung behandelt die Forschung von Liebig bis heute. Eine plan-